

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 264.

Freitag, 9. November.

1928.

Fritz, das Verwandlungswunder.

Roman eines seltsamen Lebens.

(Nachdruck verboten.)

Von Felix Neumann.

Copyright by Carl Dunder, Berlin 1928.

1. Kapitel.

Im Zimmer des Varietés-Direktors Adolfs rückte die Uhr auf eins! Nun aber schien die wichtige Unterredung sich dem Ende zu nähern. Herr Oßermann, früher seines Zeichens Schlächter, seit einem Jahr eine „Berühmtheit“, lehnte seine zweihundert und fünfzig Pfund in den Stuhl zurück, daß sich die Lehne bog, und sagte: „Scheen Herr Direktor! Ich wußte, det wa einig würden. Un mit die Gajche bin id zufrieden. Jammern Se darum nich, det Zeichäst, wosor id jarantiere, bringt et wieder in!“

Er hob die Hand, die geeignet erschien, mit Kommisbrotten Karten zu spielen.

„Wenn id zum Schluß det Pferd hochhebe, wens och man een Doppelpoung is, denn sollen Se ma sehn! Keen Doge bleibt trocken! Vassichern Se man det Haus, falls de Mauern instürzen!“

Adolfs lachte. Und der Gnakssohn stimmte mit ein.

Der Direktor war sich bewußt, ein gutes Engagement abgeschlossen zu haben, denn die Leistungen dieses Riesen, der mit Zentnergewichten Fangball spielte, als ob es Pfeffernüsse seien, war eine Bombenattraktion! Oßermann wuchtete sich empor und reichte die Tase zum Abschied über den Tisch.

Der Direktor war als gewiegener Fachmann klug genug, nur drei Finger zu geben.

Wieder dröhnte das Lachen durch den Raum, sodas sich die zahlreichen Vorbeerkränze bewegten und einen feinen Staubpuder niederrieseln ließen.

„Keene Bange! Wens druf ankommt, kann id die feinste Pözzelantasse halten, un et jeschieht ihr nig!“

Adolfs geleitete den Gast zur Tür.

Dann räumte er eilig die Papiere auf seinem Schreibtisch zusammen, schloß den Geldschrank und machte sich fertig.

Seine Frau mußte jeden Augenblick kommen, um ihn zu wichtigen Besorgungen abzuholen, und die liebte es nicht, zu warten.

In acht Tagen begann die Winteraison, da galt es Vorbereitungen aller Art zu treffen, und Frau Adolfs war eine sehr rege Gehilfin ihres Mannes. Grade als die Uhr eins schlug und der Varietés-Gewaltige in seinen Mantel kriechen wollte, denn draußen wehten schon rauhe Winde, trat der Diener Ludwig ein.

Was soll man über den Mann sagen?

Dreißig Jahre war er Clown gewesen, bis ihn ein Fußleiden zwang, sich dem ruhigeren Beruf eines Theaterdieners zuzuwenden, und das Geschick wollte es, daß dieser Kauz mit dem schnurrigen Gesicht den wichtigen Posten in der unmittelbaren Nähe des Direktors erhielt.

Ludwig schlürfte an den Schreibtisch und hielt den Kopf etwas schief. Das war früher seine beste Pose gewesen, und er gewöhnte sie sich auch im bürgerlich schlichten Leben als Diener nicht ab.

„Herr Direktor —“

„Na — was ist denn —?“

Adolfs knaubele an der Zigarre herum und zog die Stirn kraus.

„Herr Direktor —! Vielleicht haben Sie noch fünf Minuten Zeit!“

Adolfs Blick flog zur Uhr.

Bedenklich, sorgenvoll!

„Nein. Keine Sekunde! Ist meine Frau schon an der Kasse? Dort wollte sie mich erwarten!“

Der Alte zuckte die Achseln.

„Nein, Herr Direktor! Aber — da ist noch jemand, der möchte gerne vorgelassen werden —!“

„Zum Donnerwetter! Die Sprechstunde ist aus! Man will auch mal seine Ruhe haben! Das wissen Sie doch! Montag soll der Kerl wiederkommen, oder — ist es eine Dame?“

Ludwig kraulte sich hinter dem Ohr.

„Gott, Herr Direktor! Die paar Augenblicke! So dringlich hat der junge Mensch gebeten! Dem scheint's nicht gut zu gehen —“

Adolfs kühlte den Hut auf den Kopf.

„Für Oktober ist alles besetzt. Wenn ich jedem helfen wollte, dem es dreifig geht und der nicht warten kann! Morgen müßte ich die Bude zumachen! Und meine Frau —“

Fast weinerlich jagte der Diener: „Frau Direktor ist doch noch nicht da. Ich wollte den jungen Mann abweisen, da hat er mich angefleht! Herr Direktor, Sie sind doch sonst nicht so —“

Nun glättete sich das Antlitz Adolfs.

Ein Poltrian nach außen, war er sonst gutmütig.

„Und — was will der Kerl? Nur keine Akrobaten mehr! Wir haben genug davon —“

„Es soll was ganz Besonderes sein! Aber sagen wollte es der Herr nicht!“

In diesem Augenblick ging die Tür, und Frau Adolfs, stattlich, breitausladend, füllte den Rahmen.

Der Gatte knickte sichtlich zusammen.

„Einen Augenblick, Mine!“

Und zum Diener: „Also — Montag! Ich muß fort —“

Schon wollte sich Ludwig entfernen, da griff Wilhelmine Adolfs den Arm ihres Mannes und sagte:

„Um was handelt es sich, Theodor —?“

Der Direktor lächelte süß.

„Kind, eine Lapalie! So ein Zudringlicher will mich durchaus noch sprechen! Ich denke nicht daran, dich warten zu lassen und weise ihn ab!“

Frau Adolfs allmächtige Hand rechte sich und hielt den Diener zurück, der ängstlich hinausschlüpfen wollte.

„Halt, einen Augenblick! Handelt es sich um den jungen Menschen draußen, der so verschüchtert vor der Tür steht?“

Ludwig bejahte.

Der Direktor fiel ein: „Meine Sprechstunde ist zu Ende. Morgen ist Sonntag, mag er am Montag kommen —!“

Die beiden Männer machten erstaunte Gestalten, als

Nach Frau Wilhelmine in einen breiten Stuhl nieder-
sinken ließ und lächelte.

„Auf einige Minuten kommt es nicht an, Theodor.
Dieser junge Mann dauert mich. Vielleicht läßt sich
etwas für ihn tun!“

Adolphi räusperte sich verlegen.

„Na — jowas!“

Das war ihm noch nicht begegnet, daß seine Frau
ihre Wünsche eines hergelaufenen Unbekannten wegen
zurückstellte.

„Meinethalben!“

Er winkte kurz, und der Diener eilte hinaus.

Wenige Augenblicke darnach trat der Angemeldete
ins Zimmer.

Frau Mine führte das Lognon an die kurzschäftigen
Augen.

„Sie wünschen?“

Adolphi hatte den Hut weit sichtbar auf den Schreib-
tisch gestellt, ein deutliches Zeichen für den Zudring-
lichen, daß die Audienz nur kurz sein könne.

Hell schien die Sonne durch die großen Fenster des
Zimmers und spiegelte sich in den Augen eines schlän-
ken Jünglings von etwa zwanzig Jahren, die ängstlich
den Direktor und seine Frau musterten.

Der junge Mensch, der schlicht, aber durchaus mo-
dern angezogen war, verneigte sich.

„Ich weiß, daß ich zu ungelegener Zeit komme, und
bitte darum um Entschuldigung! Aber —“

Die helle, sympathische Stimme stockte ein wenig.

„Aber — meine Notlage zwingt mich, rasch zum
Ziel zu kommen. Und da wollte ich darum bitten, Herr
Direktor —“

Adolphi schielte zu seiner Frau hinüber, die das
Glas nicht von den Augen ließ.

Der Bengel schien Eindruck auf sie zu machen.

So senkte denn der Varietätsthrann die Schärfe seiner
Stimme und fragte milder: „Was leisten Sie? Be-
merken möchte ich gleich, daß vorläufig —“

Frau Adolphi wandte sich mit leisem Vorwurf an
den Gatten.

„Laß den Herrn doch erst mal jagen — — —“

Adolphi grunzte etwas vor sich hin.

„Also — bitte — —“

Der Jüngling fuhr fort: „Ich weiß, daß meine
Branche nicht gerade zu den Seltenheiten gehört! Aber
ich bringe in ihr so viel Neues, daß ich glaube, in
Ehren bestehen zu können —!“

„Na — und — —?“

Nervös trommelte der Direktor mit den Knöcheln
auf der Platte des Schreibtisches.

„Ich — bin — Damenimitator — —!“

Knallend schlug sich Adolphi mit der Hand aufs Knie.
„Ausgerechnet! Das hat uns grade noch ge-
fehlt — —!“

„Aber Herr Direktor! Hören und sehen Sie mich
doch erst einmal!“

Groß und ängstlich blickten die Augen des jungen
Mannes Adolphi an.

Die Sorge, abgewiesen zu werden, war deutlich in
ihnen zu lesen.

Frau Wilhelmine ließ das Glas sinken.

„Soviel ich weiß, Theodor, sind es fast zwei Jahre
her, seitdem Racholl, der berühmte Damenimitator,
hier gastierte — —“

„Jawohl, aber — das Publikum ist dafür nur zu
haben, wenn es etwas ganz Besonderes sieht! — Wo
sind Sie zuletzt aufgetreten?“

Der junge Mann stammelte erschrocken: „Zuletzt?
Hier sollte mein erstes Engagement sein — —“

Der Direktor hob die Hand und fuchtelte mit der
Zigarre in der Luft herum.

„Ne — ne, auf solch Experiment lasse ich mich nicht
ein — —“

Schlichtern holte der Bewerber ein Schreiben hervor
und reichte es über den Tisch.

„Vom Agenten Simon aus Breslau — bitte —
lesen Sie doch, Herr Direktor!“

Der hieb den Klemmer auf die Nase und neigte sich
über den Brief, während Frau Wilhelmine interessiert

hinter den Gatten trat und ihm über die Schulter
lugte.

Halblaut las Adolphi: „Ich rate Ihnen dringend,
lieber Freund, den jungen Mann, dessen Familie ich
kenne, zu nehmen. Sehr viel versprechendes Talent.
Vor allen Dingen originell! Ich habe Ihnen noch nie
etwas Schlechtes vermittelt — — —“

Der Direktor ließ das Blatt sinken. Sein Groll
verrauchte ebenso schnell, wie er aufstieg.

„Warum hat Agent Simon Sie nicht für Breslau
verpflichtet, wo Sie doch in der Nähe beheimatet sind?
Was ließ er Sie erst die Reise hierher machen —?“

Der Gefragte reckte sich auf.

„Herr Simon meinte, daß in Berlin mehr zu er-
reichen sei. Er sagte, wenn Sie in der Alhambra auf-
treten und gefallen, sind Sie ein gemachter Mann!“

Geschmeichelt lehnte sich Adolphi in den Sessel zurück,
und die Gattin lächelte süß und zufrieden.

Dieser junge Mensch mit dem feinen, hübschen Ge-
sicht hatte etwas Bezauberndes an sich. Mußten dem
die jungen Mädels nachlaufen, wenn er erst etwas
galt!

Mit freundlicher Stimme fragte sie: „Wie heißen
Sie und woher stammen Sie —?“

Eine leichte, weltmännische Verbeugung.

„Griß Sendrezki! Mein Vater war Beamter in
jenem Teile Schlesiens, den wir abtreten mußten. Wir
flohen nach Deutschland. Die Aufregungen und Sorgen
warfen meinen Vater aufs Krankenlager. Alles
hatten wir verloren. Vor zwei Jahren starb er, vor
vier Wochen auch meine Mutter!“

Tief neigte sich das Haupt mit dem fein gescheitelten
braunen Haar.

„Nun — stehe ich allein in der Welt und muß mich
selbst ernähren. Das, was ich in besseren Tagen
lernte, mein musikalisches Talent und meine Da-
stellungsgabe, die ich schon oft in Vereinen und in
Wohltätigkeitsvorstellungen erprobte, sollen mein
Brotverdienst werden!“

(Fortf. folgt.)

Sie rauchen Tabak...?

Von Paul A. Schmitz.

Sie rauchen Tabak...? — Welch eine Frage! — Täg-
lich wohl zünden Sie sich Ihre Pfeife, Ihre Zigarre, Ihre
Zigarette an, ein-, zwei-, fünf-, ja vielleicht zehnmal am
Tage. Sie saugen den Rauch ein, hastig, oder langsam, voll
Genuß, kosten die Schwere des Rauches und erschnupfern
sein Aroma. Und Sie können diesen köstlichen, blaugrauen
Rauch nicht entbehren, während der Arbeit nicht, und auch
nicht während der Mußestunden.

„Sie rauchen?“ — „Aber gewiß!“ — „Und wissen Sie
auch etwas aus der Geschichte des unentbehrlichen Krautes,
das wir Tabak nennen?“ — „Aus der Geschichte — hat es
eine Geschichte?“ — „Eine interessante sogar, ich will mit
Ihnen plaudern darüber!“

Rauchen, diese Errungenschaft eines angenehmen Lebens,
verdanken wir der Entdeckung Amerikas. Dort war das
Rauchen schon lange vor der Entdeckung des Landes be-
kannt. Und es diente ursprünglich wohl kultischen Zwecken.
Der Tabak war eine heilige Pflanze, ein dem Sonnengott
geweihtes Kraut, und der Rauch des glimmenden Krautes
sollte dem großen Geist Manitou angenehm sein.

Kolumbus und seine Begleiter waren die ersten Euro-
päer, die die Raucher jenseits des Ozeans entdeckten. Der
Entdecker erzählt uns darüber in seinen Aufzeichnungen:
„Auf der Insel Guanahani am 12. Oktober 1492 sahen wir
Eingeborene, die Rauchwolken aus Mund und Nase aus-
stießen. Sie wickelten ein trodenes Kraut in ein Maisblatt,
steckten das eine Ende der Rolle in den Mund, und zündeten
das andere an. Die Maisblattrolle aber nannten sie
„Tabaco“. — Später entdeckten die Spanier andere Ein-
geborene, die das trodene Kraut zu Pulver zerstampften
und in die Nase schnupften, um, wie sie sagten, „das Gehirn
zu reinigen“.

Die Entdecker hatten in der Neuen Welt bald Gefallen
am Rauchen gefunden und brachten das Kraut mit zurück
in die Heimat. Aber man wollte nicht viel von der neuen
Errungenschaft wissen. Und erst nachdem der Leibarzt
Philippus II. das neue Kraut eingehendst untersucht hatte,
bürgerte sich das Rauchen langsam am spanischen Hofe ein.
Der Leibarzt aber gab das erste medizinische Urteil ab:

„Das Rauchen beseitigt das Gefühl der Ermattung und manche Schmerzen, namentlich Kopfschmerzen.“

Diesem Leibarzt, Francesco Hernandez de Oviedo hieß sein klingender Name, kommt auch das Verdienst zu, ersten Tabakstamm nach Europa gebracht zu haben. Im Jahre 1560 kehrte er von einer Reise in die Neue Welt zurück in seine Heimat und pflanzte in seinem Garten Tabakstauden, vor allem als Zier- und Arzneipflanzen.

Von der Iberischen Halbinsel, von Spanien und Portugal aus begann der Tabak seinen Siegeszug über Europa. Der französische Gesandte in Lissabon, Jean Nicot, brachte den Tabak als Heilkraut an den Pariser Hof, zu Katharina von Medici. Und diese wohlbeleibte Fürstin nannte das Kraut zu Ehren ihres Gesandten „Nicotina“ (daher unser heutiges Nicotin), und gebrauchte es als Medizin gegen ihre häufig auftretende Migräne. Das Rauchen in unserem Sinne kannte man jedoch noch nicht. Wohl fand man am Schnupfen Vergnügen und Reiz, und unter Ludwig XIV wurde es sogar unter den Damen modern. Und die „Marquise de Pompadour“ erfand eine „Essence de tabac pour corriger la mémoire“.

Von Frankreich aus drang der Tabak in seinem Siegeszug nach Italien vor. Der päpstliche Legat in Paris, Nicolo Torbanuoni, brachte die Kunde des neuen Krautes nach Rom und führte die Kunst des Schnupfens in Paris vor. Und die Geistlichkeit hatte bald Gefallen daran gefunden. Das Schnupfen unter dem Klerus wurde so stark und nahm überhand, so daß Papst Urban VIII. alle in der Kirche Schnupfenden mit dem Bann bedrohte. Diese Bulle wurde von Innozenz XII. erneuert und erst 1724 von Benedikt XIII. wieder aufgehoben.

Das Tabakrauchen dagegen verbreitete sich langsamer in Europa. Und die ersten Raucher in Holland, aus Amerika heimgekehrte Seefahrer, erregten größtes Aufsehen. Auch in London betrachtete man die ersten Raucher mit großer Neugierde — und mit Argernis. Die Matrosen Francis Drake waren hier die ersten Bahnbrecher. In Spanien fand das Rauchen zuerst Popularität. Hier hatte man bald den Genuß, den der Tabak bot, erkannt. Und schon im Jahre 1636 unter Philipp IV. eröffnete man in Sevilla die erste Tabakfabrik. Und noch heute ist Sevilla die spanische Tabakmetropole.

Aber auch Gegner fand der Tabak in Europa schon früh. Schon 1598 machte Ben Johnson in seinem Lustspiel „Every man in his humour“ das Rauchen lächerlich, und König Jakob I. gab eine Streitschrift heraus „Der Rauchhasser“. Er suchte darin nachzuweisen, daß alle Raucher in die Hölle kommen. Die Jesuiten traten diesem kühnen Satz entgegen in dem Skriptum „Gegen den Rauchhasser“, und setzten sich für das Rauchen ein.

Auch unter den Ärzten entbrannte früh ein Streit für und wider. Aber das Rauchen breitete sich — unbekümmert um diesen Streit — weiter aus. Im 17. Jahrhundert wird es in Deutschland heimisch. Englische Dillstruppen, die der Graf Greg dem König von Böhmen zuführte, brachten die Kunde vom Genuß des Rauchens mit sich. Und die Truppen Tillys und Wallensteins ahmten es den Engländern bald nach. Vergebens eiferte man dagegen, vergebens führte man sogar ein Tabakgericht ein — der Siegeszug des Rauchtobaks war nicht mehr zu hemmen. Nachdem er Europa erobert, gewann er im Handstreich den ganzen Orient.

Und heute? Wer kennt die Länder, zählt die Namen? Überall führt der Rauchtobak in irgend einer Form das Regiment. Wer kann die Zahl der Raucher, wer alle Sorten des Tobaks nennen?

Und die Frage: „Rauchen Sie Tabak?“ — fast ist sie überflüssig geworden.

Trauerspiel im Café.

Von Erich Kästner.

Das Café ist, am zeitigen Nachmittag, noch recht leer. Ein paar Zeitungsleser sitzen herum. Der Boy sieht helbes Wasser aus einem Krännchen auf die Ränder des Teppichläufers, weil sie sich gerollt haben. Die Garderobefrau steht hinter ihrer kleinen Theke und sortiert kleine Münzen. Neben ihr lehnt ein Kellner und liest, möglichst unauffällig, die Rennberichte. In Pau hat er zwanzig Mark verloren, und in Vincennes, beim Trabrennen, zehn Mark gewonnen. Schlechte Geschäfte.

Ein gewisser Herr Dubtschel wird am Telefon verlangt. Nein, ist nicht hier.

Da betritt eine kleine, alte Dame das Lokal. Unter ihrem komischen Dufarenhütchen steckt ein Gesicht, das dem alten Erik nachgemacht ist. Bläß, grobnasig und zernittert

ist es auf der ganzen niedrigen Figur, die in dem Blüschmantel viel zu viel Raum hat. Die Frau bleibt vor dem Kellner stehen und sieht ihn abwartend an, bis er, ungerne gestört, den Kopf hebt. Da lächelt sie ein bißchen und sagt mit lauter, angerosteter Stimme: „Entschuldigen Sie, verfehrt hier ein Herr Stobrawa?“

„Was soll er denn?“ fragt der Kellner. Er hat gegen Leute, die nichts versehen, von vornherein begründetes Mißtrauen.

„Man hat mir gesagt, er spielt hier bei Ihnen jeden Tag Billard.“

„Jetzt sind die Spielszimmer noch geschlossen.“

„Verzeihen Sie. Bringt Herr Stobrawa immer seine Geliebte mit her?“

Die Gäste werden aufmerksam. Die Garderobefrau verzählt sich. Der Boy kriegt rote Ohren.

„Ich dachte“, bettelt die kleine, alte Dame, „Sie könnten mir vielleicht Genaueres sagen. Früher verkehrten sie in einem anderen Café. In der Stralauer Straße. Nun ist sie aber umgezogen. Sie muß ganz in der Nähe wohnen. Und abends sähen sie gewöhnlich hier. Ich habe ihre Spur verloren. Verstehen Sie. Und da — ja so ist das.“

Sicher hat die Geliebte des fraglichen Herrn Stobrawa früher bei ihr gewohnt und ist Geld schuldig geblieben. Man kennt das. Aber ob es nötig ist, deswegen hier und vor fremden Menschen die Geheimnisse der Familie Stobrawa auszutramen?

„Ich bin nämlich seine Frau“, sagt da die kleine alte Dame, als hätte sie um Entschuldigung. Sogar zu lächeln verliucht sie. „Ich will Ihnen selbstverständlich keine Ungelegenheiten machen.“

„Bei uns verkehren zwei Stobrawa“, konstatiert der Kellner. „Der Name ist gar nicht so selten, wie man denken könnte.“

„Ich habe sein Bild mit.“ Sie holt aus ihrer Handtasche eine Photographie hervor. Es ist ein Gruppenbild. Wahrscheinlich von irgend einem fröhlichen Ausflug den man früher einmal machte. Verwandte waren dabei. In einer Waldlichtung zog ein junger Mann den Hut und fragte, ob sich die Herrschaften nicht photographieren lassen möchten. Herr Stobrawa war gerade guter Laune und ließ es sich was kosten. „Hier vorn, der dicke Herr, das ist Herr Stobrawa.“ Sie spricht von ihrem Mann, als wäre sie seine Haushälterin, mit freiwillig auferlegter Höflichkeit.

Der Kellner betrachtet das Bild lange Zeit. „Der eine von unseren Stobrawas ist dider als dieser hier, und der andere ist größer.“

„Der didere könnte es schon sein. Die Aufnahme ist ja schon über ein Jahr alt.“

Die Garderobefrau blickt dem Kellner über die Achsel, sagt nichts und sieht nur die kleine, alte Dame zuweilen von der Seite an.

„Ja“, sagt der Kellner, „da müssen Sie schon mal wo anders fragen. Unsere Stobrawas sind das nicht. Die kommen auch fast nie in Damenbegleitung.“

Sie packt das Bild sehr behutsam wieder ein. „Nein, Herr Stobrawa ist stets mit ihr zusammen. Keine Nacht kommt er nach Hause.“

Der Kellner blättert interessiert in den Rennberichten und zuckt die Achseln.

„Entschuldigen Sie nur vielmals“, sagt die kleine, alte Dame und wendet sich zum Gehen. Sie lächelt schon wieder und tut, als habe sie sich bloß zum Spaß erkundigt. „Guten Tag.“

„Guten Tag“, sagt der Kellner.

„Guten Tag“, sagt die Garderobefrau.

Der Boy springt auf, hebt den Wintervorhang vor der Tür zur Seite. Sie nickt und will hinaus.

Da schlägt die Tür von draußen. Man hört Gelächter. Ein junges Mädchen kommt herein. Mit niedlichen Paketen behängt. Ihr folgt, ganz dicht, ein dider, alter Herr. Er kloppit ihr fidel aufs Hinterteil. Frische, kalte Luft weht ins Lokal. Die kleine, alte Dame ist zurückgewichen und starrt den Herrn an. Er sieht sie, wird rot, will grüßen, unterläßt es, hustet. Das junge Mädchen steigt schon die Stufen zum ersten Stod hinauf und blickt sich ungeduldig um.

„Kommi!“ ruft sie. Er wendet den Kopf von Frau Stobrawa weg und bewegt sich unsicher auf die Treppe zu.

Die kleine, alte Frau Stobrawa geht langsam durch die Tür. Wer durch die Schellen blickt, kann sie noch sehen. Jetzt steht sie am Strabenbord und achtet besorgt auf die Autos, als sei ihr Leben außerst losbar.

Der Kellner stöhnt komisch auf. Der Boy hält noch immer den Vorhang in der Hand. Die Gäste lesen Zeitungen.

Aus der ersten Etage dringt kein Laut. Es ist, als wäre gar niemand hinaufgestiegen.

Dann geht der Kellner zum Büfett und sagt zur Mamzell: „Zweimal Kaffee, doppelt Milch und Mohnstrudel für Herrn Stobrawa.“

* Rudolf Herzog: „Kornelius Vanderwelts Gefährtin“, Roman. (Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart.) Rudolf Herzog unternimmt es, den großen Gedanken der Kameradschafts-*ehe*, der mehr denn je Boden gewinnt, zur Grundlage seines neuen Romanwerkes zu machen, dem er den Titel „Kornelius Vanderwelts Gefährtin“ gibt. Durch ein wechselvolles Auf und Nieder erschütternder Schicksalsfügungen führt der Dichter seinen willensstarken Helden Kornelius Vanderwelt und dessen Kinder. Dem Knecht Vanderwelt zur Seite wandert Angela Frendag, die der in Arbeit und Kampf gereifte Mann sich als Geliebte und Kameradin erwählt und die als sein stärkster Kampfgenosse überall dort kraftvoll helfend an seiner Seite steht, wo der Ansturm der Ereignisse seine eigenen Kräfte fast zu überrennen droht. Im Hintergrund des mit der ganzen Meisterschaft des Erzählers aufgebauten Romans, der sich Herzogs stärksten Werken, den „Wistottens“ und den „Stolzentams“ würdig zur Seite stellt, erhebt sich das von rastloser Arbeit durchglühete Bild der Ruhrstadt mit ihren lebensfreudigen nieder-rheinischen Menschen.

* Wilhelm Scharrelmann: „Das Führhaus“. (Hinstorff'sche Verlagsbuchhandlung, Wismar.) Die an sich einfache Fabel von dem Manne zwischen zwei Frauen, von denen er die eine begehrt, die andere ihn begehrt, wird dadurch kompliziert, daß der Mann ein sensibler Künstler und reiner Tor ist, dem Treue des Gefühls eine Selbstverständlichkeit, Naturliebe eingeboren und sein Werk (eine graphisch-symbolische Darstellung der Schöpfungsgeschichte) eine heilige Sache der Einsamkeit ist. Es ist ein höchst wertvoller Roman deutsch-heimatlichen Gepräges, der Held einer der ewigen deutschen Träumer, der zwar durch Mißgeschick das Werk vieler Jahre verliert, aber die Frau seiner Sehnsucht und damit einen erneuten Schaffensantrieb gewinnt.

* Hermann Löns' Nachgelassene Schriften. Herausgegeben von Wilhelm Neimann. (Verlag Hesse & Beder, Leipzig, und Verlag Adolf Sponholtz, G. m. b. H., Hannover.) Zwei Bände. Diese beiden schmudigen Bände bilden die notwendige Ergänzung zu der achtbändigen Gesamtausgabe; sie führen aber sozusagen auch ein eigenes Leben. Der erste Band enthält 31 Landschaftsstudien aus dem vom Dichter so sehr geliebten Niedersachsen, 4 wirkungsvolle Reisebilder und 14 Aufsätze, die in verständiger Weise für Natur- und Heimatschutz eintreten. Der zweite Band umfaßt 35 naturwissenschaftliche Aufsätze und Plaudereien, 20 literarische und geschichtliche Essays und eine Reihe von ulkigen Zeichnungen und Berlen. Beide Bände bieten ungemein viele Anregungen und werden von den Freunden und Verehrern des Dichters mit Freude und Dank entgegen-genommen werden.

* Klara Hofer: „Der Biber“, Roman. (Verlag Rainer Wunderlich, Tübingen.) Klara Hofer hat hier das Leben August Strindbergs gestaltet. Die Verfasserin legt mit wahrhaft seherischer Intuition alle Fäden dieses verworrenen Lebenslaufes bloß und zeigt auf, warum Strindberg die tragische Gestalt werden mußte, als die ihn die Nachwelt trachtet. Sie schildert mit hinreißender Wucht den titanischen Kampf, den er sein Leben lang um den Glauben an die Gerechtigkeit, an das Weib und an Gott geführt hat, und der das ganze geistige Europa in Mitleidenhaft zog. Besonders eingehend ist seine erste, wichtigste Ehe in ihrem Werden und Zerfall gezeichnet, die Hölle, die er wider eigenes Wollen sich und der geliebten, gehähten Frau bereitet hat. Und erschütternd ist es, wie der ewig Ruhelose zuletzt sein Damaskus findet und wie zum Schluß nochmals das Bild der Untergangenen hell und versöhnend in ihm aufstrahlt.

* Oskar Fellinet: „Der Sohn“, Erzählung. (Verlag Paul Sojonaq, Wien IV.) Der Zwiespalt zwischen verzehrender Glaubensinbrunst und bohrender Zerfetzung wird dem lästernden Gottsucher Richard Gabriel, aus dessen Zügen ein zweites und drittes Anisik, des Menschensohnes und des Jesus Barabbas, moßlich hervorleuchtet, zum verhängnisvollen Schicksal. Der große, schicksalshafte Konflikt zwischen ihm und den anderen, der Welt der Einfachheit und der einfachen Glaubenssicherheit, bricht am höchsten Festtag der Schule aus; da er, gleich allen Schülern, einen Hymnus auf die Gnadenu Mutter schreiben soll, seine „Mater dolorosa“ aber eine Entweihung und Ästerung wird. Nicht die Mutter Christi, sondern die des Jesus Barabbas, in der wir

Gabriels eigene Mutter wiedererkennen, ist ihm die eigentliche Schmerzensmutter; sie hat ihren Sohn von Pilatus freigegeben, während die andere dem Gericht ferngeblieben war. Die Mutter des Ausgestobenen, als den er sich selber fühlt, küßt er in all den Glanz, dessen er die Heilige entkleidet. So zwischen Wahrheit und Wahrheit hin- und hergerissen, geht Gabriel in den Tod.

* Julien Green: „Mont-Cindre“, Roman (J. G. Speidel'sche Verlagsbuchhandlung, Wien.) Seltsam, daß ein junger Mensch den Geiz, die unheimlichste der menschlichen Leidenschaften, die geheimste, sicherlich aber die zu jeder Gemeinschaft am wenigsten geeignete, als Romanvorwurf gewählt hat; seltsamer noch, daß er seinen Stoff darstellt, als sei er selber ein Unbeteiligter. Aber ein heißes Herz muß diesen Stoff erlebt und sein Geheimnis so tief wie das des Todes erlitten haben, um unter Selbstverleugnung in reiner Schilderung sein Wesen erläutern zu können. Der Angelpunkt dieses Buches ist der allühende Haß der Tochter gegen die von Geiz besessene Mutter.

* „Mata Hari“, Roman-Trilogie von A. Franz. (Verlag Oskar Meißner, Verbau i. Sa.) Mata Hari — ihr richtiger Name lautete Gertrud MacLeod — wurde am 15. Oktober 1917 in Vincennes bei Paris erschossen. Das französische Kriegsgericht legte ihr zu Last, den Deutschen die Somme-Offensive verraten zu haben. Es existiert zwar schon ein Film, der unter dem Titel „Mata Hari“ läuft. Dieser Film läßt aber die Handlung in Rußland spielen, statt in Frankreich und Mata Hari russische Geheimnisse an Österreich verraten, statt französische an Deutschland. Arno Franz zeichnet ein historisch treues Lebensbild jener „geheimnisvollen Frau“, der Könige und Fürsten huldigend zu Füßen lagen. Sein Bericht lieft sich spannender als ein Roman.

* „Der Werdegang der Menschen des neuen Tages.“ (Oberlicht-Verlag, Finsterlingen bei St. Blasien.) Wie es in früheren historischen Epochen schon beobachtet werden konnte, zeigt auch unsere Zeit neben der Überüberwindung des Lebens, der Überwertung des Materiellen und Geringschätzung des Geistigen zugleich ein erregtes Suchen nach letzten Dingen des Seins. Neue Sekten tauchen auf, okkulte Fragen stehen zur Diskussion, Prediger werben für neue Lehren. Unter solchem Gesichtspunkt sind die Publikationen des „Oberlicht-Verlages“ zu verstehen. Sie wollen etwas geben wie ein modernes Evangelium, wollen „dem neuzeitlichen Menschen sein Mysterium erschließen“, sie erscheinen charakteristischerweise namenlos, geschrieben alle von demselben Verfasser. Der „Werdegang der Menschen“ enthält, teilweise in symbolhafter Gestaltung, eine Reihe von schönen und tiefen Gedanken. Eine gewisse Weitläufigkeit und die etwas manövrierte Form des Stills machen freilich die Lektüre nicht leicht, doch die reine Idealität der Absicht ist, trotz gedanklicher und gefühlsmäßiger Einwände im Einzelnen, wohl der Beachtung wert. 18.

* Bardeleben: „Anatomie des Menschen“, Teil IV: Die Eingeweide. (Verdauungs- und Atmungsorgane, Harn- und Geschlechtsorgane). Von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Dr. h. c. E. Ballowitz. Mit 43 Abbildungen. (Verlag B. G. Teubner, Leipzig.) Die Grundbedingung einer vernunftmäßigen Hygiene ist eine genaue Kenntnis unseres Körpers und der Funktionen seiner Organe, ein Gebiet, das eigentlich jeder Mensch gründlichst beherrschen sollte. Die Auswahl eines wirklich für den Laien geeigneten Lehrbuchs ist aber nicht leicht. Das Studium fachwissenschaftlicher Werke ist kaum zu empfehlen, während andererseits viele der populären Schriften ein gefährliches und zu Kurpfuschertum am eigenen Leibe führendes Halbwissen fördern können. Es muß deshalb auf die guten Darstellungen über diesen Gegenstand mit besonderem Nachdruck hingewiesen werden; unter diesen sind die in der bekannten Teubner'schen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ erschienenen sechs Bände Bardeleben „Anatomie des Menschen“ mit an erster Stelle zu nennen. Die Darstellung kann weitesten Kreisen, die sich für den Bau des menschlichen Körpers interessieren, von großem Nutzen sein.

* G. Renker: „Geschichten aus dem Wald.“ Zwei Erzählungen aus Kärnten. (Verlag von Friedrich Reinhardt, Basel.) Die Schilderung einer alten, treuen Wirtschatterin, die als junge Frau ihr Kind im Walde verlor und es nun von Zeit zu Zeit immer wieder suchen muß, zeugt von einer feinen Beobachtung der menschlichen Seele. Knapp in der sprachlichen Charakteristik und spannend in der dramatischen Entwicklung ist die zweite Geschichte, die in einer protestantischen Gemeinde hoch oben im Gebirge zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges spielt.

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 264.

Freitag, 9. November.

1928.

Fritz, das Verwandlungswunder.

Roman eines seltsamen Lebens.

(Nachdruck verboten.)

Von Felix Neumann.

Copyright by Carl Dunder, Berlin 1928.

1. Kapitel.

Im Zimmer des Varietés-Direktors Adolfs rücte die Uhr auf eins! Nun aber schien die wichtige Unterredung sich dem Ende zu nähern. Herr Offermann, früher seines Zeichens Schlächter, seit einem Jahr eine Berühmtheit, lehnte seine zweihundert und fünfzig Pfund in den Stuhl zurück, daß sich die Lehne bog, und sagte: „Scheen Herr Direktor! Ich wußte, det wa einig würden. Un mit die Gasse bin id zufrieden. Zammern Se darum nich, det Jeschäft, wofor id jarantiere, bringt et wieder in!“

Er hob die Hand, die geeignet erschien, mit Kommisbrotten Karten zu spielen.

„Wenn id zum Schluß det Pferd hochhebe, wenns och man een Doppelpony is, denn sollen Se ma sehn! Keen Doge bleibt trocken! Basichern Se man det Haus, falls de Mauern instürzen!“

Adolfs lachte. Und der Enaktsjohn stimmte mit ein.

Der Direktor war sich bewußt, ein gutes Engagement abgeschlossen zu haben, denn die Leistungen dieses Riesen, der mit Zentnergewichten Fangball spielte, als ob es Pfefferkörner seien, war eine Bombenattraktion! Offermann wuchtete sich empor und reichte die Tage zum Abschied über den Tisch.

Der Direktor war als gewiegter Fachmann klug genug, nur drei Finger zu geben.

Wieder dröhnte das Lachen durch den Raum, sodas sich die zahlreichen Lorbeerkränze bewegten und einen feinen Staubbüschel niederrieseln ließen.

„Keene Bange! Wenns druf ankommt, kann id die feinste Porzellanasse halten, un et jeschieht ihr nig!“

Adolfs geleitete den Gast zur Tür.

Dann räumte er eilig die Papiere auf seinem Schreibtisch zusammen, schloß den Geldschrank und machte sich fertig.

Seine Frau mußte jeden Augenblick kommen, um ihn zu wichtigen Besorgungen abzuholen, und die liebte es nicht, zu warten.

In acht Tagen begann die Wintersaison, da galt es Vorbereitungen aller Art zu treffen, und Frau Adolfs war eine sehr rege Gehilfin ihres Mannes. Gerade als die Uhr eins schlug und der Varietés-Gewaltige in seinen Mantel kriechen wollte, denn draußen wehten schon rauhe Winde, trat der Diener Ludwig ein.

Was soll man über den Mann sagen?

Dreißig Jahre war er Clown gewesen, bis ihn ein Fußleiden zwang, sich dem ruhigeren Beruf eines Theaterdieners zuzuwenden, und das Geschick wollte es, daß dieser Kauz mit dem schnurrigen Gesicht den wichtigen Posten in der unmittelbaren Nähe des Direktors erhielt.

Ludwig schlürfte an den Schreibtisch und hielt den Kopf etwas schief. Das war früher seine beste Pose gewesen, und er gewöhnte sie sich auch im bürgerlich schlichten Leben als Diener nicht ab.

„Herr Direktor —“

„Na — was ist denn —?“

Adolfs knaubele an der Zigarre herum und zog die Sitrn kraus.

„Herr Direktor —! Vielleicht haben Sie noch fünf Minuten Zeit!“

Adolfs Blick flog zur Uhr.

Bedenklich, sorgenvoll!

„Kein. Keine Sekunde! Ist meine Frau schon an der Kasse? Dort wollte sie mich erwarten!“

Der Alte zuckte die Achseln.

„Kein, Herr Direktor! Aber — da ist noch jemand, der möchte gerne vorgelassen werden —!“

„Zum Donnerwetter! Die Sprechstunde ist aus! Man will auch mal seine Ruhe haben! Das wissen Sie doch! Montag soll der Kerl wiederkommen, oder — ist es eine Dame?“

Ludwig kraulte sich hinter dem Ohr.

„Gott, Herr Direktor! Die paar Augenblicke! So dringlich hat der junge Mensch gebeten! Dem scheint's nicht gut zu gehen —“

Adolfs stülpte den Hut auf den Kopf.

„Für Oktober ist alles besetzt. Wenn ich jedem helfen wollte, dem es dredig geht und der nicht warten kann! Morgen müßte ich die Bude zumachen! Und meine Frau —“

Fast weinerlich sagte der Diener: „Frau Direktor ist doch noch nicht da. Ich wollte den jungen Mann abweisen, da hat er mich angefleht! Herr Direktor, Sie sind doch sonst nicht so —“

Nun glättete sich das Antlitz Adolfs.

Ein Poltrian nach außen, war er sonst gutmütig.

„Und — was will der Kerl? Nur keine Akrobaten mehr! Wir haben genug davon —“

„Es soll was ganz Besonderes sein! Aber sagen wollte es der Herr nicht!“

In diesem Augenblick ging die Tür, und Frau Adolfs, stattlich, breitausladend, füllte den Rahmen.

Der Gatte knickte sichtlich zusammen.

„Einen Augenblick, Mine!“

Und zum Diener: „Also — Montag! Ich muß fort —“

Schon wollte sich Ludwig entfernen, da griff Wilhelmine Adolfs den Arm ihres Mannes und sagte:

„Um was handelt es sich, Theodor —?“

Der Direktor lächelte süß.

„Kind, eine Lapalie! So ein Zubringlicher will mich durchaus noch sprechen! Ich denke nicht daran, dich warten zu lassen und weise ihn ab!“

Frau Adolfs allmächtige Hand redete sich und hielt den Diener zurück, der ängstlich hinausschlüpfen wollte.

„Halt, einen Augenblick! Handelt es sich um den jungen Menschen draußen, der so verschüchtert vor der Tür steht?“

Ludwig bejahte.

Der Direktor fiel ein: „Meine Sprechstunde ist zu Ende. Morgen ist Sonntag, mag er am Montag kommen —!“

Die beiden Männer machten erstaunte Gesichter, als

Ich Frau Wilhelmine in einen breiten Stuhl nieder-
sinken ließ und lächelte.

„Auf einige Minuten kommt es nicht an, Theodor.
Dieser junge Mann dauert mich. Vielleicht läßt sich
etwas für ihn tun!“

Adolphi räusperte sich verlegen.

„Na — jowas!“

Das war ihm noch nicht begegnet, daß seine Frau
ihre Wünsche eines hergelaufenen Unbekannten wegen
zurückstellte.

„Meinethalben!“

Er winkte kurz, und der Diener eilte hinaus.

Wenige Augenblicke darnach trat der Angemeldete
ins Zimmer.

Frau Mine führte das Lognon an die kurzschäftigen
Augen.

„Sie wünschen?“

Adolphi hatte den Hut weit sichtbar auf den Schreibtisch
gestellt, ein deutliches Zeichen für den Zubring-
lichen, daß die Audienz nur kurz sein könne.

Hell schien die Sonne durch die großen Fenster des
Zimmers und spiegelte sich in den Augen eines schlanken
Jünglings von etwa zwanzig Jahren, die ängstlich
den Direktor und seine Frau musterten.

Der junge Mensch, der schlicht, aber durchaus mo-
dern angezogen war, verneigte sich.

„Ich weiß, daß ich zu ungelegener Zeit komme, und
bitte darum um Entschuldigung! Aber —“

Die helle, sympathische Stimme stockte ein wenig.

Aber — meine Notlage zwingt mich, rasch zum
Ziel zu kommen. Und da wollte ich darum bitten, Herr
Direktor —“

Adolphi schielte zu seiner Frau hinüber, die das
Glas nicht von den Augen ließ.

Der Bengel schien Eindruck auf sie zu machen.

So senkte denn der Varietégrann die Schärfe seiner
Stimme und fragte milder: „Was leisten Sie? Be-
merken möchte ich gleich, daß vorläufig —“

Frau Adolphi wandte sich mit leisem Vorwurf an
den Gatten.

„Daß den Herrn doch erst mal jagen — — —“

Adolphi grunzte etwas vor sich hin.

„Also — bitte —“

Der Jüngling fuhr fort: „Ich weiß, daß meine
Branche nicht gerade zu den Seltenheiten gehört! Aber
ich bringe in ihr so viel Neues, daß ich glaube, in
Ehren bestehen zu können — —!“

„Na — und — —?“

Nerpös trommelte der Direktor mit den Knöcheln
auf der Platte des Schreibtisches.

„Ich — bin — Damenimitator — —!“

Knallend schlug sich Adolphi mit der Hand aufs Knie.
„Ausgerechnet! Das hat uns gerade noch ge-
fehlt — —!“

„Aber Herr Direktor! Hören und sehen Sie mich
doch erst einmal!“

Groß und ängstlich blickten die Augen des jungen
Mannes Adolphi an.

Die Sorge, abgewiesen zu werden, war deutlich in
ihnen zu lesen.

Frau Wilhelmine ließ das Glas sinken.

„Soviel ich weiß, Theodor, sind es fast zwei Jahre
her, seitdem Racholl, der berühmte Damenimitator,
hier gastierte — —“

„Zawohl, aber — das Publikum ist dafür nur zu
haben, wenn es etwas ganz Besonderes sieht! — Wo
sind Sie zuletzt aufgetreten?“

Der junge Mann stammelte erschrocken: „Zuletzt?
Hier sollte mein erstes Engagement sein — —“

Der Direktor hob die Hand und fuchtelte mit der
Zigarre in der Luft herum.

„Ne — ne, auf solch Experiment lasse ich mich nicht
ein — —“

Schüchtern holte der Bewerber ein Schreiben hervor
und reichte es über den Tisch.

„Vom Agenten Simon aus Breslau — bitte —
lesen Sie doch, Herr Direktor!“

Der hieb den Klemmer auf die Nase und neigte sich
über den Brief, während Frau Wilhelmine interessiert

hinter den Gatten trat und ihm über die Schulter
lugte.

Halblaut las Adolphi: „Ich rate Ihnen dringend,
lieber Freund, den jungen Mann, dessen Familie ich
kenne, zu nehmen. Sehr viel versprechendes Talent.
Vor allen Dingen originell! Ich habe Ihnen noch nie
etwas Schlechtes vermittelt — — —“

Der Direktor ließ das Blatt sinken. Sein Groll
verrauchte ebenso schnell, wie er aufstieg.

„Warum hat Agent Simon Sie nicht für Breslau
verpflichtet, wo Sie doch in der Nähe beheimatet sind?
Was ließ er Sie erst die Reise hierher machen —?“

Der Gefragte reckte sich auf.

„Herr Simon meinte, daß in Berlin mehr zu er-
reichen sei. Er sagte, wenn Sie in der Alhambra auf-
treten und gefallen, sind Sie ein gemachter Mann!“

Geschmeichelt lehnte sich Adolphi in den Sessel zurück,
und die Gattin lächelte süß und zufrieden.

Dieser junge Mensch mit dem feinen, hübschen Ge-
sicht hatte etwas Bezauberndes an sich. Mußten dem
die jungen Mädels nachlaufen, wenn er erst etwas
galt!

Mit freundlicher Stimme fragte sie: „Wie heißen
Sie und woher stammen Sie —?“

Eine leichte, westmännische Verbeugung.

„Fritz Sendrezki! Mein Vater war Beamter in
jenem Teile Schlesiens, den wir abtreten mußten. Wir
flohen nach Deutschland. Die Aufregungen und Sorgen
warfen meinen Vater aufs Krankenlager. Alles
hatten wir verloren. Vor zwei Jahren starb er, vor
vier Wochen auch meine Mutter!“

Tief neigte sich das Haupt mit dem fein gescheitelten
braunen Haar.

„Nun — stehe ich allein in der Welt und muß mich
selbst ernähren. Das, was ich in besseren Tagen
lernte, mein musikalisches Talent und meine Dar-
stellungsgabe, die ich schon oft in Vereinen und in
Wohltätigkeitsvorstellungen erprobte, sollen mein
Brotverdienst werden!“ (Fortf. folgt.)

Sie rauchen Tabak...?

Von Paul A. Schmitz.

Sie rauchen Tabak...? — Welch eine Frage! — Täglich
wollt sünden Sie sich Ihre Pfeife, Ihre Zigarre, Ihre
Zigarette an, ein-, zwei-, fünf-, ja vielleicht sechsmal am
Tage. Sie saugen den Rauch ein, hastig, oder langsam, voll
Genuss, kosten die Schwere des Rauches und erschnupern
sein Aroma. Und Sie können diesen köstlichen, blaugrauen
Rauch nicht entbehren, während der Arbeit nicht, und auch
nicht während der Ruhestunden.

„Sie rauchen?“ — „Aber gewiß!“ — „Und wissen Sie
auch etwas aus der Geschichte des unentbehrlichen Krautes,
das wir Tabak nennen?“ — „Aus der Geschichte — hat es
eine Geschichte?“ — „Eine interessante sogar, ich will mit
Ihnen plaudern darüber!“

Rauchen, diese Errungenschaft eines angenehmen Lebens,
verdanken wir der Entdeckung Amerikas. Dort war das
Rauchen schon lange vor der Entdeckung des Landes be-
kannt. Und es diente ursprünglich wohl kultischen Zwecken.
Der Tabak war eine heilige Pflanze, ein dem Sonnengott
geweihtes Kraut, und der Rauch des glimmenden Krautes
sollte dem großen Geist Manitou angenehm sein.

Kolumbus und seine Begleiter waren die ersten Euro-
päer, die die Raucher jenseits des Ozeans entdeckten. Der
Entdecker erzählt uns darüber in seinen Aufzeichnungen:
„Auf der Insel Guanahani am 12. Oktober 1492 sahen wir
Eingeborene, die Rauchwolken aus Mund und Nase aus-
stießen. Sie wickelten ein trockenes Kraut in ein Maisblatt,
steckten das eine Ende der Rolle in den Mund, und zündeten
das andere an. Die Maisblattrolle aber nannten sie
„Tabaco“...“ — Später entdeckten die Spanier andere Ein-
geborene, die das trockene Kraut zu Pulver zerstampften
und in die Nase schnupften, um, wie sie sagten, „das Gehirn
zu reinigen“.

Die Entdecker hatten in der Neuen Welt bald Gefallen
am Rauchen gefunden und brachten das Kraut mit zurück
in die Heimat. Aber man wollte nicht viel von der neuen
Errungenschaft wissen. Und erst nachdem der Leibarzt
Philippus II. das neue Kraut eingehendst untersucht hatte,
bürgerte sich das Rauchen langsam am spanischen Hofe ein.
Der Leibarzt aber gab das erste medizinische Urteil ab:

„Das Rauchen beseitigt das Gefühl der Ermattung und manche Schmerzen, namentlich Kopfschmerzen.“

Diesem Leibarzt, Francesco Hernandez de Oviedo hieß sein klingender Name, kommt auch das Verdienst zu, ersten Tabakfamen nach Europa gebracht zu haben. Im Jahre 1560 kehrte er von einer Reise in die Neue Welt zurück in seine Heimat und pflanzte in seinem Garten Tabakstauden, vor allem als Bier- und Arzneipflanzen.

Von der Iberischen Halbinsel, von Spanien und Portugal aus begann der Tabak seinen Siegeszug über Europa. Der französische Gesandte in Lissabon, Jean Nicot, brachte den Tabak als Heilkraut an den Pariser Hof, zu Katharina von Medici. Und diese wohlbeleibte Fürstin nannte das Kraut zu Ehren ihres Gesandten „Nicotina“ (daher unser heutiges Nicotin), und gebrauchte es als Medizin gegen ihre häufig auftretende Migräne. Das Rauchen in unserem Sinne kannte man jedoch noch nicht. Wohl fand man am Schnupfen Bergnügen und Reiz, und unter Ludwig XIV wurde es sogar unter den Damen modern. Und die „Marquise de Pompadour“ erfand eine „Essence de tabac pour corriger la mémoire“.

Von Frankreich aus drang der Tabak in seinem Siegeszug nach Italien vor. Der päpstliche Legat in Paris, Nicolo Torbanuoni, brachte die Kunde des neuen Krautes nach Rom und führte die Kunst des Schnupfens in Praxis vor. Und die Geistlichkeit hatte bald Gefallen daran gefunden. Das Schnupfen unter dem Klerus wurde so stark und nahm überhand, so daß Papst Urban VIII. alle in der Kirche Schnupfenden mit dem Bann bedrohte. Diese Bulle wurde von Innogenz XII. erneuert und erst 1724 von Benedikt XIII. wieder aufgehoben.

Das Tabakrauchen dagegen verbreitete sich langsamer in Europa. Und die ersten Raucher in Holland, aus Amerika heimgekehrte Seefahrer, erregten größtes Aufsehen. Auch in London betrachtete man die ersten Raucher mit großer Neugierde — und mit Argernis. Die Matrosen Francis Drake waren hier die ersten Bahnbrecher. In Spanien fand das Rauchen zuerst Popularität. Hier hatte man bald den Genuß, den der Tabak bot, erkannt. Und schon im Jahre 1636 unter Philipp IV. eröffnete man in Sevilla die erste Tabakfabrik. Und noch heute ist Sevilla die spanische Tabakmetropole.

Aber auch Gegner fand der Tabak in Europa schon früh. Schon 1598 machte Ben Johnson in seinem Lustspiel „Every man in his humour“ das Rauchen lächerlich, und König Jakob I. gab eine Streitschrift heraus „Der Rauchhasser“. Er suchte darin nachzuweisen, daß alle Raucher in die Hölle kommen. Die Jesuiten traten diesem kühnen Satz entgegen in dem Skriptum „Gegen den Rauchhasser“, und setzten sich für das Rauchen ein.

Auch unter den Ärzten entbrannte früh ein Streit für und wider. Aber das Rauchen breitete sich — unbekümmert um diesen Streit — weiter aus. Im 17. Jahrhundert wird es in Deutschland heimisch. Englische Hilfstruppen, die der Graf Grev dem König von Böhmen zuführte, brachten die Kunde vom Genuß des Rauchens mit sich. Und die Truppen Tillys und Wallensteins ahmten es den Engländern bald nach. Vergebens eiferte man dagegen, vergebens führte man sogar ein Tabakgericht ein — der Siegeszug des Rauchtobaks war nicht mehr zu hemmen. Nachdem er Europa erobert, gewann er im Handstreich den ganzen Orient.

Und heute? Wer kennt die Länder, zählt die Namen? Überall führt der Rauchtobak in irgend einer Form das Regiment. Wer kann die Zahl der Raucher, wer alle Sorten des Tabaks nennen?

Und die Frage: „Rauchen Sie Tabak?“ — fast ist sie überflüssig geworden.

Trüerspiel im Café.

Von Erich Kästner.

Das Café ist, am zeitigen Nachmittag, noch recht leer. Ein paar Zeitungsläser sitzen herum. Der Boy gießt heißes Wasser aus einem Kännchen auf die Känder des Teppichläufers, weil sie sich gerollt haben. Die Garderobefrau steht hinter ihrer kleinen Theke und sortiert kleine Münzen. Neben ihr lehnt ein Kellner und liest, möglichst unauffällig, die Rennberichte. In Pau hat er zwanzig Mark verloren, und in Vincennes, beim Trabrennen, zehn Mark gewonnen. Schlechte Geschäfte.

Ein gewisser Herr Dubshel wird am Telefon verlangt. Nein, ist nicht hier.

Da betritt eine kleine, alte Dame das Lokal. Unter ihrem komischen Husarenhütchen steckt ein Gesicht, das dem alten Fris nachgemacht ist. Blau, großnasig und zerknittert

st es auf der linken Seite, die in dem Plüschmantel viel zu viel Raum hat. Die Frau bleibt vor dem Kellner stehen und sieht ihn abwartend an, bis er, ungerne gestört, den Kopf hebt. Da lächelt sie ein bißchen und sagt mit lauter, angerosteter Stimme: „Entschuldigen Sie, verkehrt hier ein Herr Stobrawa?“

„Was soll er denn?“ fragt der Kellner. Er hat gegen Leute, die nichts verzeihen, von vornherein begründetes Mißtrauen.

„Man hat mir gesagt, er spielt hier bei Ihnen jeden Tag Billard.“

„Jetzt sind die Spielszimmer noch geschlossen.“

„Verzeihen Sie... Bringt Herr Stobrawa immer seine Geliebte mit her?“

Die Gäste werden aufmerksam. Die Garderobefrau verzählt sich. Der Boy kriegt rote Ohren.

„Ich dachte“, bettelt die kleine, alte Dame, „Sie könnten mir vielleicht Genaueres sagen... Früher verkehrten sie in einem anderen Café. In der Stralauer Straße. Nun ist sie aber umgezogen. Sie muß ganz in der Nähe wohnen. Und abends sähen sie gewöhnlich hier. Ich habe ihre Spur verloren. Verstehen Sie. Und da — ja so ist das.“

Sicher hat die Geliebte des fraglichen Herrn Stobrawa früher bei ihr gewohnt und ist Geld schuldig geblieben. Man kennt das. Aber ob es nötig ist, deswegen hier und vor fremden Menschen die Geheimnisse der Familie Stobrawa auszukramen?

„Ich bin nämlich seine Frau“, sagt da die kleine alte Dame, als hätte sie um Entschuldigung. Sogar zu lächeln versucht sie. „Ich will Ihnen selbstverständlich keine Ungelegenheiten machen.“

„Bei uns verkehren zwei Stobrawa“, konstatiert der Kellner. „Der Name ist gar nicht so selten, wie man denken könnte.“

„Ich habe sein Bild mit.“ Sie holt aus ihrer Handtasche eine Photographie hervor. Es ist ein Gruppenbild. Wahrscheinlich von irgend einem fröhlichen Ausflug den man früher einmal machte. Verwandte waren dabei. An einer Waldlichtung zog ein junger Mann den Hut und fragte, ob sich die Herrschaften nicht photographieren lassen möchten. Herr Stobrawa war gerade guter Laune und ließ es sich was kosten. „Hier vorn, der dicke Herr, das ist Herr Stobrawa.“ Sie spricht von ihrem Mann, als wäre sie seine Haushälterin, mit freiwillig auferlegter Höflichkeit.

Der Kellner betrachtet das Bild lange Zeit. „Der eine von unseren Stobrawas ist dicker als dieser hier, und der andere ist größer.“

„Der dickere könnte es schon sein. Die Aufnahme ist ja schon über ein Jahr alt.“

Die Garderobefrau blüht dem Kellner über die Achsel, sagt nichts und sieht nur die kleine, alte Dame zuweilen von der Seite an.

„Ja“, sagt der Kellner, „da müssen Sie schon mal wo anders fragen. Unsere Stobrawas sind das nicht. Die kommen auch fast nie in Damenbegleitung.“

Sie packt das Bild sehr behutsam wieder ein. „Nein, Herr Stobrawa ist stets mit ihr zusammen. Keine Nacht kommt er nach Hause.“

Der Kellner blättert interessiert in den Rennberichten und sucht die Achseln.

„Entschuldigen Sie nur vielmals“, sagt die kleine, alte Dame und wendet sich zum Gehen. Sie lächelt schon wieder und tut, als habe sie sich bloß zum Spak erkundigt. „Guten Tag.“

„Guten Tag“, sagt der Kellner.

„Guten Tag“, sagt die Garderobefrau.

Der Boy springt auf, hebt den Wintervorhang vor der Tür zur Seite. Sie nickt und will hinaus.

Da schlägt die Tür von draußen. Man hört Gelächter. Ein junges Mädchen kommt herein. Mit niedlichen Paketen behängt. Ihr folgt, ganz dicht, ein dicker, alter Herr. Er klopf ihr sibel aufs Hinterteil. Frische, kalte Luft weht ins Lokal. Die kleine, alte Dame ist zurückgewichen und starrt den Herrn an. Er sieht sie, wird rot, will grüßen, unterläßt es, hustet. Das junge Mädchen steigt schon die Stufen zum ersten Stock hinauf und blüht sich ungeduldig um.

„Komm!“ ruft sie. Er wendet den Kopf von Frau Stobrawa weg und bewegt sich unsicher auf die Treppe zu.

Die kleine, alte Frau Stobrawa geht langsam durch die Tür. Wer durch die Scheiben blüht, kann sie noch sehen. Jetzt steht sie am Straßenbord und achsel besorgt auf die Autos, als sei ihr Leben äußerst kostbar.

Der Kellner stöhnt komisch auf. Der Boy hält noch immer den Türvorhang in der Hand. Die Gäste lesen Zeitung.

Aus der ersten Etage bringt kein Laut. Es ist, als wäre gar niemand hinaufgestiegen.

Dann geht der Kellner zum Büfett und sagt zur Mamsell: „Zweimal Kaffee, doppelt Milch und Mohnstrudel für Herrn Stobrawa.“

Neue Bücher

* Rudolf Herzog: „Kornelius Banderwelts Gefährtin“, Roman. (Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart.) Rudolf Herzog unternimmt es, den großen Gedanken der Kameradschafts-ehe, der mehr denn je Boden gewinnt, zur Grundlage seines neuen Romanwerkes zu machen, dem er den Titel „Kornelius Banderwelts Gefährtin“ gibt. Durch ein wechselvolles Auf und Nieder erschütternder Schicksalsfügungen führt der Dichter seinen willensstarken Helden Kornelius Banderwelt und dessen Kinder. Dem Reeder Banderwelt zur Seite wandert Angela Freytag, die der in Arbeit und Kampf gereifte Mann sich als Geliebte und Kameradin gewann und die als sein stärkster Kampfgenosse überall dort kraftvoll helfend an seiner Seite steht, wo der Ansturm der Ereignisse seine eigenen Kräfte fast zu überrennen droht. Im Hintergrund des mit der ganzen Meisterschaft des Erzählers aufgebauten Romans, der sich Herzogs stärksten Werken, den „Wiskottens“ und den „Stoltenkamps“ würdig zur Seite stellt, erhebt sich das von rastloser Arbeit durchglühte Bild der Ruhrstadt mit ihren lebensfreudigen nieder-rheinischen Menschen.

* Wilhelm Scharrelmann: „Das Fährhaus“. (Hinstorff'sche Verlagsbuchhandlung, Bismar.) Die an sich einfache Fabel von dem Manne zwischen zwei Frauen, von denen er die eine begehrt, die andere ihn begehrt, wird dadurch kompliziert, daß der Mann ein sensibler Künstler und reiner Tor ist, dem Treue des Gefühls eine Selbstverständlichkeit, Naturliebe eingeboren und sein Werk (eine graphisch-symbolische Darstellung der Schöpfungsgeschichte) eine heilige Sache der Einsamkeit ist. Es ist ein höchst wertvoller Roman deutsch-heimatlichen Gepräges, der Held einer der ewigen deutschen Träumer, der zwar durch Mißgeschick das Werk vieler Jahre verliert, aber die Frau seiner Sehnsucht und damit einen erneuten Schaffensantrieb gewinnt.

* Hermann Löns' Nachgelassene Schriften. Herausgegeben von Wilhelm Deimann. (Verlag Desse & Beder, Leipzig, und Verlag Adolf Sponholz, G. m. b. H., Hannover.) Zwei Bände. Diese beiden schmunde Bände bilden die notwendige Ergänzung zu der achtbändigen Gesamtausgabe; sie führen aber sowas auch ein eigenes Leben. Der erste Band enthält 31 Landschaftsstudien aus dem vom Dichter so sehr geliebten Niederjahren, 4 wirkungsvolle Reisebilder und 14 Aufsätze, die in verständiger Weise für Natur- und Heimatstübchen eintreten. Der zweite Band umfaßt 35 naturwissenschaftliche Aufsätze und Plaudereien, 20 literarische und geschichtliche Essays und eine Reihe von ulkigen Zeichnungen und Versen. Beide Bände bieten ungemein viele Anregungen und werden von den Freunden und Verehrern des Dichters mit Freude und Dank entgegen-genommen werden.

* Klara Hofer: „Der Bäcker“, Roman. (Verlag Rainer Wunderlich, Tübingen.) Klara Hofer hat hier das Leben August Strindbergs gestaltet. Die Verfasserin legt mit wahrhaft feherischer Intuition alle Fäden dieses verworrenen Lebenslaufes bloß und zeigt auf, warum Strindberg die tragische Gestalt werden mußte, als die ihn die Nachwelt sieht. Sie schildert mit hinreichender Wucht den titanischen Kampf, den er sein Leben lang um den Glauben an die Gerechtigkeit, an das Weib und an Gott geführt hat, und der das ganze geistige Europa in Mitleidenschaft zog. Besonders eingehend ist seine erste, wichtigste Ehe in ihrem Werden und Zerfall gezeichnet, die Hölle, die er wider eigenes Wollen sich und der geliebten, gehäßten Frau bereitet hat. Und erschütternd ist es, wie der ewig Ruhelose zuletzt sein Damaskus findet und wie zum Schluß nochmals das Bild der Unvergessenen hell und verjöhrend in ihm aufstrahlt.

* Oskar Zellinek: „Der Sohn“, Erzählung. (Verlag Paul Jolnas, Wien IV.) Der Zwiespalt zwischen verzehrender Glaubensinbrunst und bohrender Zerküftung wird dem lästernden Gottsucher Richard Gabriel, aus dessen Zügen ein zweites und drittes Antlitz, des Menschensohnes und des Jesus Barabbas, mostisch hervorleuchtet, zum verhängnisvollen Schicksal. Der große, schicksalshafte Konflikt zwischen ihm und den anderen, der Welt der Einfaß und der einfachen Glaubenssicherheit, bricht am höchsten Festtag der Schule aus: da er, gleich olley Schülern, einen Hymnus auf die Gnadenmutter schreiben soll, seine „Mater dolorosa“ aber eine Entweihung und Lästerung wird. Nicht die Mutter Christi, sondern die des Jesus Barabbas, in der wir

Gabriels eigene Mutter wiedererkennen, ist ihm die eigentliche Schmerzensmutter; sie hat ihren Sohn von Pilatus freigegeben, während die andere dem Gericht ferngeblieben war. Die Mutter des Ausgestoßenen, als den er sich selber fühlt, hüllt er in all den Glanz, dessen er die Heilige entkleidet. So zwischen Wahrheit und Wahrheit hin- und hergerissen, geht Gabriel in den Tod.

* Julien Green: „Mont-Cindre“, Roman. (J. G. Speidel'sche Verlagsbuchhandlung, Wien.) Seltsam, daß ein junger Mensch den Geiz, die unheimlichste der menschlichen Leidenschaften, die geheimste, sicherlich aber die zu jeder Gemeinschaft am wenigsten geeignete, als Romanvorwurf gewählt hat; seltsamer noch, daß er seinen Stoff darstellt, als sei er selber ein Unbeteiligter. Aber ein heißes Herz muß diesen Stoff erlebt und sein Geheimnis so tief wie das des Todes erlitten haben, um unter Selbstverleugnung in reiner Schilderung sein Wesen erläutern zu können. Der Angelpunkt dieses Buches ist der glühende Haß der Tochter gegen die von Geiz besessene Mutter.

* „Mata Hari“, Roman-Trilogie von A. Franz. (Verlag Oskar Meißner, Weidau i. Sa.) Mata Hari — ihr richtiger Name lautete Gertrud MacLeod — wurde am 15. Oktober 1917 in Vincennes bei Paris erschossen. Das französische Kriegsgericht legte ihr zu Last, den Deutschen die Somme-Offensive verraten zu haben. Es existiert zwar schon ein Film, der unter dem Titel „Mata Hari“ läuft. Dieser Film läßt aber die Handlung in Rußland spielen, statt in Frankreich und Mata Hari russische Geheimnisse an Österreich verraten, statt französische an Deutschland. Arno Franz zeichnet ein historisch treues Lebensbild jener „geheimnisvollen Frau“, der Könige und Fürsten huldigend zu Füßen lagen. Sein Bericht lieft sich spannender als ein Roman.

* „Der Werdegang der Menschen des neuen Tages.“ (Oberlicht-Verlag, Fingertingen bei St. Blasien.) Wie es in früheren historischen Epochen schon beobachtet werden konnte, zeigt auch unsere Zeit neben der Veräußerlichung des Lebens, der Überwertung des Materiellen und Geringschätzung des Geistigen zugleich ein erregtes Suchen nach letzten Dingen des Seins. Neue Setzen tauchen auf, okkulte Fragen stehen zur Diskussion, Prediger werden für neue Lehren. Unter solchem Gesichtspunkt sind die Publikationen des „Oberlicht-Verlages“ zu verstehen. Sie wollen etwas geben wie ein modernes Evangelium, wollen „dem neuzeitlichen Menschen sein Mysterium erschließen“, sie erscheinen charakteristischerweise namenlos, geschrieben alle von demselben Verfasser. Der „Werdegang der Menschen“ enthält, teilweise in symbolhafter Gestaltung, eine Reihe von schönen und tiefen Gedanken. Eine gewisse Weitsehigkeit und die etwas manörierte Form des Stils machen freilich die Lektüre nicht leicht, doch die reine Idealität der Absicht ist, trotz gedanklicher und gefühlsmäßiger Einwände im Einzelnen, wohl der Beachtung wert. 18.

* Bardeleben: „Anatomie des Menschen“, Teil IV: Die Eingeweide. (Verdaunungs- und Atmungsorgane, Harn- und Geschlechtsorgane). Von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Dr. h. c. E. Ballowitz. Mit 43 Abbildungen. (Verlag B. G. Teubner, Leipzig.) Die Grundbedingung einer vernunftmäßigen Hygiene ist eine genaue Kenntnis unseres Körpers und der Funktionen seiner Organe, ein Gebiet, das eigentlich jeder Mensch gründlichst beherrschen sollte. Die Auswahl eines wirklich für den Laien geeigneten Lehrbchelles ist aber nicht leicht: Das Studium fachwissenschaftlicher Werke ist kaum zu empfehlen, während andererseits viele der populären Schriften ein gefährliches und zu Kurpfuschertum am eigenen Leibe führendes Halbwissen fördern können. Es muß deshalb auf die guten Darstellungen über diesen Gegenstand mit besonderem Nachdruck hingewiesen werden; unter diesen sind die in der bekannten Teubner'schen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ erschienenen sechs Bände Bardeleben „Anatomie des Menschen“ mit an erster Stelle zu nennen. Die Darstellung kann weitesten Kreisen, die sich für den Bau des menschlichen Körpers interessieren, von großem Nutzen sein.

* G. Renker: „Geschichten aus dem Wald.“ Zwei Erzählungen aus Kärnten. (Verlag von Friedrich Reinhardt, Basel.) Die Schilderung einer alten, treuen Wirtshauswirtin, die als junge Frau ihr Kind im Walde verlor und es nun von Zeit zu Zeit immer wieder suchen muß, zeugt von einer feinen Beobachtung der menschlichen Seele. Knapp in der sprachlichen Charakteristik und spannend in der dramatischen Entwicklung ist die zweite Geschichte, die in einer protestantischen Gemeinde hoch oben im Gebirge zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges spielt.